

Zum Wandel des Verhältnisses von Mensch und Natur

von Helmut Abeler

In der Dichtung wird der interessierte Leser immer wieder auf Spuren stoßen, die belegen, wie die Menschen ihrer Zeit die Natur erfahren haben. Meine kleine Auswahl führt Beispiele für die Vogelwelt aus Erzählung und Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts an. Naturgemäß hat sie die dichtenden Zeitgenossen angeregt, der Schönheit des Vogelgesangs poetische Gestalt zu verleihen. Die Dichtung dokumentiert aber darüber hinaus noch eine andere, ganz reale Seite: die Wachheit und Aufmerksamkeit, mit der vergangene Zeiten die Natur sahen, die sie als die ihre empfanden, was die vermenschlichenden Züge erklärt, die wir heute belächeln, wo Nachdenken über die Fähigkeit der Integration anstünde. Uns wird ein Spiegel vorgehalten, und wenn wir aufmerksam das Bild betrachten, wird der Kontrast von einst und jetzt in aller Schärfe deutlich: die Hingebung unserer Vorfahren an die Phänomene der Natur und die Unkenntnis und Fremdheit, mit der unsere Gesellschaft einem großen Teil der Natur gegenüber steht. Ganz selbstverständlich wird dabei auch die Landschaft, in der die Vögel in der Vergangenheit ganz fraglos eine Heimat fanden, in den Blick kommen. Welche Voraussetzungen ermöglichten einen solchen Artenreichtum, welche Veränderungen führten dazu, dass die einstige Biodiversität in so hohem Maße abgenommen hat? Und wie können wir den Wert einer reich strukturierten Landschaft mit ihrer vielfältigen Flora und Fauna, die heute selten gewordenen Vogelarten wieder Lebensräume gibt, „einer breiten inzwischen naturentrückten Öffentlichkeit“¹⁾ nahe bringen? Die folgenden Beispiele möchte ich deshalb auch als kleine Anregung für solche Vermittlungsarbeit verstehen.

In der Sammlung der „Kinder- und Hausmärchen“ der Gebrüder Grimm finden sich nicht wenige, in denen Tiere und Vögel eine bedeutende Rolle spielen. Die meisten von ihnen erzählen freilich von Verwandlungen eines Menschen in ein Tier und der Erlösung aus diesem Bann. In den eigentlichen Tiermärchen jedoch sind diese selbst die Helden. Sie tragen zwar menschliche Züge, behalten jedoch ihre markanten, beobachtbaren Merkmale und Verhaltensweisen sowie die Situierung in ihrem Lebensraum. In dieser Hinsicht zeichnet sich das Märchen „Der Zaunkönig“ aus. Es steht im Dienst der Erklärung des Namens, dessen beide Bestandteile sich keineswegs von selbst verstehen. Wie kommt ein so kleiner Vogel zu einem so ehrenvollen Namen? Glaubt man dem Märchen, so verdankt er ihn einem am Adler begangenen Betrug im Wettkampf um die Königswürde. In dessen Brustgefieder verborgen, fliegt er von diesem bequemen Versteck aus noch ein Stückchen höher als sein Konkurrent. Und auch die darauf hin neue Wettkampfordnung für die Verleihung des Titels für den Vogel, „der am tiefsten in die Erde fallen könnte“ (S. 658), unterwandert er, indem er in ein Mausloch schlüpft (S. 659). Daraus leitet die Märchenerzählung jedoch bestimmte Verhaltensweisen des Zaunkönigs ab, die durchaus den zu beobachtenden entsprechen: Sein schmetternder Gesang und die außerordentliche Tonhöhe wird treffend durch das mit „feiner durchdringender Stimme“ gerufene und ständig wiederholte „König bün ick!“²⁾ wiedergegeben. Solcher Dreistigkeit muss im Märchen natürlich eine angemessene Bestrafung folgen: „[...] der kleine Vogel läßt sich nicht gerne sehen, weil er

fürchtet, es ginge ihm an den Kragen, wenn er erwischt würde. Er schlüpft in den Zäunen herum, und wenn er ganz sicher ist, ruft er wohl zuweilen ‚König bün ick!‘“ Sieht man von den vermenschlichenden Zutaten ab, erfasst diese Schilderung treffend beobachtete Verhaltensweisen des kleinen Vogels, wobei freilich, der vermenschlichende Spottname Zaunkönig und das konkret Beobachtete eine kaum zu trennende Verbindung eingehen. Eine eindrucksvolle Bestätigung liefert der Schluss des Märchens. Die Rede ist von der Lerche. „Sie braucht dem Zaunkönig nicht zu gehorchen [...] Wie sich die Sonne blicken läßt, steigt sie in die Lüfte und ruft ‚ach, wo is dat schön! Schön ist dat! Schön!, Schön! Ach wo is dat schön!‘“ (S. 660) und auf diese Weise sowohl den gegenüber dem Zaunkönig gänzlich anderen Lebensraum der Feldflur wie den nicht enden wollenden Gesang uns Lesern sichtbar und hörbar vorführt.

Bevor ich auf ein weiteres Märchen der Gebrüder Grimm eingehe, das in sehr eigentümlicher Form eine Verbindung von Landschaftsform in Abhängigkeit von menschlicher Lebensform demonstriert, möchte ich ein Zwischenspiel einschalten. Es handelt in einem ersten zur Einstimmung gedachten Schritt vom Gesang der Nachtigall, der Bewunderung, die ihm sicher einst entgegen gebracht wurde. Barthold Heinrich Brockes, ein leider kaum noch bekannter Dichter der Frühaufklärung, unternimmt es, in der Sprache der Poesie lautmalend ihren Gesang nachzubilden. Die Länge des Gedichts erlaubt leider nur die Wiedergabe der beiden Schlusstrophen. Ein weiterer Schritt gilt dem bekannten Kunstmärchen „Die Nachtigall“ von Hans Christian Andersen, an dem

Die Nachtigall und derselben Wett-Streit gegen einander

von Barthold Heinrich Brockes³⁾

Sie dreht und dehnt den Schall, zerreißt und fügt ihn wieder;
Singt sanft, singt ungestüm, bald grob, bald klar und hell.
Kein Pfeil verfliegt so rasch, kein Blitz verstreicht so schnell,
Die Winde können nicht so streng im Stürmen wehen,
Als ihre schmeichelnde verwunderliche Lieder,
Mit wirbelndem Geräusch, sich ändern, sich verdrehen.
Ein rollend Glucken quillt aus ihrer hohlen Brust;
Ein murmelnd Flöten labt der stillen Hörer Herzen.
Doch dies verdoppelt noch und mehrt die Lust,
Wenn etwan ihrer zwo zugleich zusammen scherzen.
Die singt, wenn jene ruft; wann diese lockt, singt jene,
Mit solch anmutigem bezaubernden Getne;
Dass diese wiederum, aus Missgunst, als ergrimmt,
In einem andern Ton die schlanke Zunge stimmt.
Die andre horcht indes, und lauscht voll Unvergngen,
Ja fängt, zu ihres Feind's und Gegen-Sängers Hohn,
Um, durch noch knstlichern Gesang, ihn zu besiegen,
Von neuem wieder an, in solchem scharfen Ton,
Mit solchem feurigen empfindlich-hellem Klang,
Mit so gewaltigem oft wiederholtem Schlagen,
Dass, so durchdringenden und heftigen Gesang,
Das menschliche Gehör kaum mächtig zu ertragen.
Wer nun so sen Ton im frohen Frhling hört,
Und nicht des Schöpfers Macht, voll Brunst und Andacht, ehrt,
Der Luft Beschaffenheit, das Wunder unsrer Ohren,
Bewundernd nicht bedenkt; ist nur umsonst geboren;
Und folglich nicht der Luft, nicht seiner Ohren, wert.

mich besonders seine nur allzu gern übersehene scharfe Satire interessiert. Sie hält auch unserer Zeit, ihr Verhältnis zur Natur betreffend, den Spiegel vor und bildet einen scharfen Kontrast zu der Haltung, die Brockes Lobpreis des Nachtigallengesangs verkörpert.

Des Dichters Mahnung, ist kennzeichnend für die literarische Epoche der Frühaufklärung, und ganz sicher konnte er mit einem aufgeschlossenes Publikum rechnen, für das der christliche Schpfungsglaube⁴⁾ ebenso eine Selbstverständlichkeit war wie die Vertrautheit mit Phänomenen der Natur

wie dem Gesang der im 18. Jahrhundert allerorten vertretenen Nachtigall.

Geradezu eine Demonstration, welches Unwissen bezüglich der Natur und welche Fremdheit ihr gegenüber herrschen, ist dagegen die Erzählung Andersens. Sie schildert eine hochgradige Weltentfremdung, wie sie 1843 zur Zeit der Niederschrift in dieser Krassheit sicher nicht vorlag und erweckt so den Anschein, als habe der Autor in genialer Vorwegnahme unsere heutige Gesellschaft ins Visier genommen.

Die Handlung des Märchens spielt in einem fiktiven China. Das erlaubt dem

Autor im Dienste seiner satirischen Absicht phantastische Übertreibungen und Verzerrungen, welche die dargestellte Welt, die Gesellschaft des chinesischen Kaiserhofes und ihre jeder Realität enthobene Künstlichkeit dem Gelächter preiszugeben:

„Des Kaisers Schloß war das prächtigste der Welt, ganz und gar aus feinem Porzellan, sehr kostbar, aber sehr zerbrechlich; es war so gefährlich, daran zu rhren, daß man sich gehörig in acht nehmen mußte. Im Garten sah man die wunderlichsten Blumen, und an die allerprchtigsten waren silberne Glocken gebunden, die läuteten, damit man nicht vorüberging, ohne die Blumen zu bemerken. Ja, es war alles so ausgeklügelt im Garten des Kaisers [...]“⁵⁾

Jenseits dieses kaiserlichen Kunstgartens jedoch gibt es Wälder und Seen, von denen die Hofschranzen nichts wissen – die Welt der Nachtigall. Der arme Fischer, der nur unter großen Mhen sein Leben zu fristen vermag, weiß ihren Gesang zu schtzen: „Herrgott, wie ist das schön!“ (S. 275), pflegt er zu sagen, wenn er sie des Nachts hört. Reisende erzählen, heimgekehrt, davon. Sie hat ihren Platz in den Büchern der Gelehrten, „und alle, die dichten konnten, schrieben die schönsten Gedichte, alle miteinander über die Nachtigall im Wald und an der tiefen See“. Der Kaiser aber ist empört erst durch Lesen davon erfahren zu haben (S. 275). Nun beginnt die Suche – zunächst nach einer Person, die den Vogel und seinen Aufenthalt kennt und schließlich nach ihm selbst. Die Kavaliers des Hofes sind ratlos. Aber eine „kleine, arme Magd aus der Kche kann sagen: ‚Ach Gott, die Nachtigall, die kenne ich gut! Ja, kann die aber singen! [...]‘“ (S. 276). Nun unternimmt die Hofgesellschaft, geführt von der kleinen Magd, eine Expedition in eine ihr völlig unbekanntes Welt. Zunächst gelangen sie in einen Wald, wo sie das Brüllen einer Kuh vernehmen:

„‚Oh!‘ sagen da die Hofjunker, ‚da haben wir sie! Es steckt doch eine merkwürdige Kraft in solch einem kleinen

Tier! Ich habe sie ganz bestimmt schon gehört!“ (S. 277)

Es kommt zu weiteren grotesken Verwechslungen, bis schließlich beim Anblick der unscheinbaren kleinen grauen Nachtigall ein Kavalier seine Enttäuschung nicht verhehlt: „So habe ich sie mir nun nicht vorgestellt! Wie sieht sie gewöhnlich aus! Die hat sicher ihre Farbe verloren, weil sie jetzt so viele vornehme Menschen vor sich sieht!“ (S. 277)

Bei Hofe rührt der Gesang der Nachtigall aber den Kaiser zu Tränen. Jedoch entzieht sie sich dem Zwang zur Anpassung an diese künstliche Welt bald. Als ein Geschenk des Kaisers von Japan, eine kunstvoll gefertigte Nachtigall, eintrifft, erreicht der Widerstreit zwischen Natürlichkeit und Künstlichkeit seinen Gipfel. Das vom Hofstaat gewünschte Duett scheitert an den vollkommen gegensätzlichen Wesensarten der beiden Sänger: „[...] denn die richtige Nachtigall sang auf ihre Weise, und die künstliche lief auf Walzen. ‚Die hat keine Schuld‘, sagte der Spielmeister, ‚sie hält den Takt besonders gut und ist ganz aus meiner Schule!‘“ (S. 279). Dem kunstvoll gebauten Walzenwerk fehlt eben jegliche Spontaneität, aber diesen Mangel empfindet das Publikum der Kunstwelt nicht. Ganz im Gegenteil: Es schätzt die Beschränktheit des Gesangs auf nur eine Strophe seines natürlichen Vorbilds, die es immer wieder bringt und die jederzeit abrufbar ist: Der Kunstvogel hat gegenüber der richtigen Nachtigall den Vorzug totaler Verfügbarkeit: „Bei der richtigen Nachtigall kann man niemals berechnen, was da kommen mag, aber bei dem künstlichen Vogel liegt alles fest! So wird es und nicht anders“ (S. 280), streicht der Spielmeister diese Qualität seines Lieblingsspielzeugs gegenüber der natürlichen Nachtigall heraus. Die aber hat zuvor die günstige Gelegenheit genutzt und ist „zum offenen Fenster hinausgeflogen“ [...] „hinaus in ihre grünen Wälder“ (ebd.). Hier endet das Märchen nicht. Bei Andersen ist sein Ausgang glücklich

– ein aus heutiger Sicht nicht sehr wahrscheinlicher Sieg des Natürlichen über das künstliche Blendwerk. Denn in der gegenwärtigen Gesellschaft ist die von Andersen satirisch übertrieben gemalte Kunstwelt so dominant, dass wir bei der Lektüre seines Märchens im Spiegel die fortschreitende Entfremdung unserer Gesellschaft von der Natur wiedererkennen. Ein kürzlich vom Rundfunk gesendetes Feature mag dies verdeutlichen:

Moderator (seine Stimme begleitet gelegentliches Jaulen und Gebell eines kleinen Hundes): „Wir kommen jetzt gerade auf den Hund. Das ist auch sinnvoll, denn ein Hund kann pädagogisch wertvoll sein, wenn er echt ist. Aber mein Radiohund hier ist nicht echt. Und wenn er nicht echt ist, dann kann er auch schädlich sein. Ein virtueller Hund muss nämlich z. B. nicht dreimal täglich Gassi gehen. Ne. Das muss er nicht. Er lässt sich komplett fremd bestimmen und auch nicht streicheln. Direkter Kontakt mit einem richtigen Hund ist [hier] nicht möglich. Und das kann Folgen haben. Wenn allgemein die direkten Kontakte mit dem wirklichen Leben weniger und die Computer Erfahrungen immer mehr werden. Die Amerikaner haben bereits einen Begriff für diese Krankheit, die auch bei uns um sich greift, und dieser Begriff heißt nature deficit disorder. Darunter leiden Kinder, die ohne Naturerfahrungen durch die Welt stolpern. Nicht nur an der Erfahrung der eigenen Körperwahrnehmung mangelt es ihnen, die Erfahrungen von der Natur schränkt auch das Hirn in seinen Entfaltungsmöglichkeiten ein. Michael Hollenbach hat sich mit Kindern auf den Weg gemacht und ist auch auf den Hund gekommen.“⁶⁾

Im weiteren Verlauf der Sendung werden Beiträge verschiedener Wissenschaftler zum Phänomen der Entfremdung dargestellt und unter verschiedenen Perspektiven analysiert. Der Natursoziologe Rainer Brämer referiert aus seinem Jugendreport u. a. folgende Ergebnisse⁷⁾:

- dramatische Abnahme des Interesses an der Natur einhergehend mit starker Zunahme der Beschäftigung mit medialen Erfahrungen
- Übertragung der Medienerfahrungen auf die Natur (*das Reh ist die Frau vom Hirsch*) sowie das Fehlen von Artenkenntnissen
- Abnahme der Beziehungsfähigkeit, da künstliche Welten sehr viel einfacher (verfügbarer) sind
- mangelnde Entwicklung innerer Stärke aufgrund der fehlenden Erfahrung, etwas gestalten zu können.

Gleichwohl gibt R. Brämer Anregungen, die helfen, Kinder und Jugendliche aus dem Bann der Kunstwelten zu befreien. Sie erfordern freilich ein Umdenken und Anstrengungen und können im Übrigen durch weitere Ideen und schon verwirklichte Projekte ergänzt werden:

- mehr Natur in den Alltag holen und für Naturkontakte sorgen
- Besuche von Biobauern-, Jugendbauernhöfen und Jugendwaldheimen
- Schulwandern
- Schulgärten
- mehr Natur als Naturwissenschaften in den Schulen.

Kinder, die gerne im Wald sind und entsprechende Möglichkeiten haben, seien – so Brämer – wesentlich erlebnisorientierter, sportinteressierter und intelligenter, was durch Forschungen des Leiters der Göttinger Psychiatrischen Klinik, dem Neurobiologen und Hirnforscher Gerald Hüther bestätigt wird:

„Als Hirnforscher muss ich schon dazu sagen, dass es auf eines ankommt, nämlich dass Kindern dieses Ausmaß an Verschaltungsbereitschaft, dieses Potential, sich mit allem zu verbinden [...], erhalten werden müsste. [...] alles [...], was die Beziehungsfähigkeit von Kindern verbessert – Beziehungsfähigkeit meint die Beziehung zu sich selbst, [...] aber auch zu anderen Menschen [...] zur Natur, auch zu unserer Natur und zu unserer Geschichte –, also all das, was die Beziehungsfähigkeit in diesem großen Sinne [...] verbessert,

ist gut fürs Hirn, weil es die Verschaltungsdichte und die dort repräsentierten Netzwerke verbessert. Und alles das, was die Beziehungsfähigkeit von Kindern einschränkt, weil bestimmte Dinge ausgegrenzt werden oder in der Erlebniswelt nicht vorkommen, ist schlecht fürs Hirn, und es bleibt dann gewissermaßen [...] eine Kümmerversion dessen, was hätte werden können.“

Wenn Kindern, so sieht es R. Brämer, gemeinsame Entdeckungsreisen im Wald ermöglicht werden, kommt dies ihrer Offenheit Erlebnissen gegenüber und ihrem Gestaltungswillen am besten entgegen.

Mit G. Hüther nennt der Autor des Features Studien, die aussagen, wie bedeutsam für die Entfaltung der ganzen Persönlichkeit komplexe Umwelten sind, denn nur in ihnen können die ihr eigenen körperlichen, geistigen und sozialen Eigenschaften erlernt werden. *Und Natur ist eine sehr komplexe Umwelt. Dieses Ausleben aller Sinne und Fähigkeiten beim Aufwachsen. Das erleben sie nicht mehr. Die künstlichen Welten sind sehr viel einfacher. Man sitzt ja viel vor dem Schirm, da sind ja die Welten nur zweidimensional.* Während er spricht, wird solche Komplexität durch Flugrufe und Gesänge des Großen Brachvogels angedeutet, die nur in entsprechenden Lebensräumen beobachtet werden können. Sie weichen jedoch zunehmend einem vereinheitlichenden Nützlichkeitsstreben, das die Vielfalt der Natur überhaupt bedroht, ihre mögliche Biodiversität so einschränkt, dass ‚Einfachheit‘ in Gestalt von Monokulturen dominiert. Die oben genannten Voraussetzungen für die Entfaltung der Persönlichkeit sind also doppelt gefährdet. Es bedarf großer Anstrengungen, um gegen diesen Trend anzukämpfen, die noch vorhandenen Möglichkeiten zu erkunden und zu nutzen und sich für ihre Erhaltung und ihre Erweiterung einzusetzen. Vorab möge wiederum ein Grimmsches Märchen – „Rohrdommel und Wiedehopf“ – uns im Gegenbild den Spiegel vorhalten.

Rohrdommel und Wiedehopf

»Wo weidet Ihr Eure Herde am liebsten?« fragte einer einen alten Kuhhirten. »Hier, Herr, wo das Gras nicht zu fett ist und nicht zu mager; es tut sonst kein gut.« »Warum nicht?« fragte der Herr. »Hört Ihr dort von der Wiese her den dumpfen Ruf?« antwortete der Hirt, »das ist der Rohrdommel, der war sonst ein Hirte, und der Wiedehopf war es auch. Ich will Euch die Geschichte erzählen.

Der Rohrdommel hütete seine Herde auf fetten grünen Wiesen, wo Blumen im Überfluß standen, davon wurden seine Kühe mutig und wild. Der Wiedehopf aber trieb das Vieh auf hohe dürre Berge, wo der Wind mit dem Sand spielt, und seine Kühe wurden mager und kamen nicht zu Kräften. Wenn es Abend war und die Hirten heimwärts trieben, konnte Rohrdommel seine Kühe nicht zusammenbringen, sie waren übermütig und sprangen ihm davon. Er rief »Bunt, herüm« (bunte Kuh, herum), doch vergebens, sie hörten nicht auf seinen Ruf. Wiedehopf aber konnte sein Vieh nicht auf die Beine bringen, so matt und kraftlos war es geworden. »Up, up, up!« schrie er, aber es half nicht, sie blieben auf dem Sand liegen. So geht's, wenn man kein Maß hält. Noch heute, wo sie keine Herde mehr hüten, schreit Rohrdommel »bunt, herüm,« und der Wiedehopf »up, up, up!« (S. 661) (8)

Ganz selbstverständlich kennzeichnet dieses Märchen exakt die Rufe der damals noch verbreiteten, heute aber sehr selten gewordenen Vögel. Verlust und Zerstörung der an intakte Gewässer und Feuchtgebiete gebundenen Lebensform ist für den starken Rückgang der Rohrdommel verantwortlich. Die Verbreitung des Wiedehopfs wurde im 19. Jahrhundert auch klimatisch durch eine Warmphase begünstigt. Aber verstärkter Pestizideinsatz und Intensivierung der Land- und Forstwirtschaft sowie Verlust von extensiv genutzten Weideflächen – Veränderungen im Sinne der angesprochenen Vereinheitlichung und Verarmung der landschaftlichen Vielfalt sind Hauptursachen für das hierzulande nahezu völlige Verschwinden des Wiedehopfs⁹⁾. Das Märchen gibt uns im Übrigen aufschlussreiche Hinweise auf die damalige Form der Beweidung und die Beschaffenheit der Weiden in der Zeit der Märchenhandlung. Demnach führen beide Hüter ihr Vieh auf Weiden, die zu dem Bereich der damaligen

Allmende, dem gemeinsam genutzten Gemeindeeigentum an Wald, Weide und Wasser gehörten. Die des Wiedehopfs liegt weit außerhalb des Dorfes ohne Möglichkeit, *die Weideflächen zu düngen, [sie] magerten [deshalb] allmählich aus und eigneten sich nur zur extensiven Viehweide*, während die Rohrdommel dorfnah und nährstoffreichere „Wiesen“ [!] nutzt¹⁰⁾. Ihr Blumenreichtum zeigt jedoch, dass ein Vergleich mit unseren überdüngten Weiden nicht sinnvoll ist. Die reiche Brutvogelfauna unseres Landes um 1800 war hingegen Ergebnis einer extensiven Nutzung durch Beweidung, die eine *Fülle von Landschaftstypen* bis hin zu *lichten Wäldern* einschloss (S. 1)¹¹⁾. Wie K. Schulze-Hagen folgert, ist einer *Überdüngung der gesamten Landschaft entgegenzuwirken und als Kernbereiche einer großen Vielfalt an Pflanzen- und Tierarten müssen vor allem Grünlandlebensräume wie Wiesen, Weiden, Magerrasen und Heiden offengehalten und ggfs. ausgemagert werden*, was durch den

Einsatz von Weidetieren ermöglicht wird, *die so zur Vielfalt der Pflanzen- und Tierwelt beitragen können* (S. 118 f.). Mit dem Hinweis auf erste Pilotprojekte in Deutschland sind mit Schulze-Hagen auch die Verdienste der ABU an dieser Stelle zu nennen¹²⁾. In unserem Zusammenhang ist darüber hinaus zu ergänzen – und so schließt sich der Kreis –, dass damit wichtige Voraussetzungen geschaffen werden, um der oben geschilderten Naturentfremdung von Kindern und Jugendlichen durch *künstliche Welten* entgegen zu wirken. Die ABU hat sich seit längerem engagiert darum bemüht, Kindern und Jugendlichen Möglichkeiten zu geben, Natur intensiv zu erfahren und ihrem Gestaltungswillen Gelegenheiten zu bieten. Die Namen der Gruppen – *Grashüpfer* für Kinder (ab acht) und die *ABUrigines* (ab elf) – sprechen ebenso für sich wie eine kleine Auswahl aus den Programmen beider Gruppen, die meinen Beitrag beschließen soll:

- *Heve ahoi: ABU-Sommercamp gemeinsam mit den ABUrigines: Zelten und Aktionen im Arnsberger Wald*
- *Bei den Koniks daheim: Wir pflanzen Weidenstecklinge in der Hellinghauser Mersch*
- *Buddeln für Uferschwalbe und Eisvogel: Wir stechen eine Brutsteilwand ab*
- *Luft und Erde: Nistkästen bauen in der Hellinghauser Mersch. Außerdem schauen wir uns an, wie die Lippe den Boden verändert*
- *Steinzeit in der Pöppelsche: Wir werkeln Steinzeitgeräte u. v. a. m.*

Anmerkungen

1) Vgl. Karl Schulze-Hagen: Allmenden und ihr Vogelreichtum – Wandel von Landschaft, Landwirtschaft und Avifauna in den letzten 250 Jahren. - In: Charadrius. Zeitschrift für Vogelkunde, Vogelschutz und Naturschutz in Nordrhein-Westfalen. 40. Jg. (2004), H. 3, S. 97-121, zit. S. 118. - Karl Schulze-Hagens Aufsatz verdanke ich manche Anregung; dazu u. mehr.

2) Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe auf der Grundlage der dritten Auflage (1837). Hrsg. von Heinz Rölleke. Frankfurt a. M. 1985, S. 658 u. ö. - Alle Zitate aus dieser Ausgabe im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl in Klammern im Anschluss an das Zitat.

3) Barthold Heinrich Brockes: Auszug der vornehmsten Gedichte aus dem Irdischen Vergnügen in Gott. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1738. Mit einem Nachwort von Dietrich Bode. Stuttgart 1965 [Deutsche Neudrucke / Reihe: 18. Jahrhundert], S. 27 u. 28. f. - Ich passe im Folgenden die Rechtschreibung heutigen Gepflogenheiten an, wahre aber den Lautstand des Originals.

4) Hans Jonas möchte auf einer vergleichbaren Grundlage – der Mensch ein aus der Natur hervorgegangenes Glied der Evolution – die Haltung der Ehrfurcht ihr gegenüber einfordern: Die Ehrfurcht vor der Natur. Plädoyer für eine Selbstzensur der Wissenschaft. - In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 98 (28.04.1983), S. 23. - Bei aller Sympathie für diesen Versuch, eine veränderte bewahrende Einstellung gegenüber der Natur zu erreichen, fehlen dazu nicht entscheidende Voraussetzungen? Dazu u. mehr.

5) Hans Christian Andersen: Sämtliche Märchen in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von Thyra Dohrenburg. Mit Illustrationen von Wilhelm Pedersen und Lorenz Frølich. Mit Nachwort, Anmerkungen und Zeittafel hrsg. von Heinrich Detering. Erster Band. München 1996, S. 274. - Die Zitate aus dieser Ausgabe im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl in Klammern im Anschluss an das Zitat.

6) Transskription des Beginns des Features von Michael Hollenbach: Künstliche Welten sind einfacher – über die Naturentfremdung von Kindern, das der WDR 5 im Rahmen seiner Sendestrecke Neugier genügt am 15. Januar 2008 sendete.

7) Rainer Brämer: Jugendreport Natur '06 – http://cdl.niedersachsen.de/blob/images/C35153126_L20.pdf. - R. Brämer ist Leiter der Forschungsgruppe Wandern am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Marburg. - Für eilige Leser ist der Link www.staff.uni-marburg.de/~braemer/Report.htm hilfreich.

8) S. Anm. 2! Die genannte Ausgabe enthält auch die Anmerkungen der Gebr. Grimm mit genaueren Angaben zur Herkunft und den Quellen der



jeweiligen Märchen. Unser Märchen geht, ebenso wie das vom Zaunkönig, auf eine Veröffentlichung aus dem Jahre 1840 zurück.

9) Vgl. Das Kompendium der Vögel Mitteleuropas. Alles über Biologie, Gefährdung und Schutz. Nonpasseriformes – Nichtsperlingsvögel. Hrsg. v. H.-G. Bauer u. a. Wiebelsheim, 2. vollständig überarbeitete Auflage 2005, S. 250 u. 766.

10) K. Schulze-Hagen: a. a. O., s. Anm 1, S. 103.- Daraus die folgenden Zitate mit anschließender Angabe der Seitenzahl. Mein Raum hier erlaubt nur diese knappen Hinweise. Jedem Interessierten sei die Lektüre des ganzen Aufsatzes ans Herz gelegt.

11) Bemerkenswert in dieser Hinsicht ist auch, dass das Gebrüll der Kuh bei Andersen im Wald zu hören ist.

12) Das Literaturverzeichnis (S. 120) verweist auf BUNZEL-DRÜKE, M., H. J. GEYER & L. HAUSWIRTH (2003): Neue Wildnis in der Lippeaue. Langzeituntersuchungen auf ganzjährig beweideten Naturentwicklungsflächen. LÖBF-Mitteilungen 4/2003; 33-39).

Die Kinder- und Jugendgruppe der ABU renaturiert einen Bachlauf in der Heveaue, Arnsberger Wald.



Foto: Christine Martin